

Psychologisches vom Feldheer.

Über die seelischen Wirkungen des Weltkriegs und die innern Ursachen unsres Zusammenbruchs hat uns Raymond Dreiling O. F. M. ein treffliches, mit Geist und Herz geschriebenes Buch geschenkt¹. Der Verfasser, der schon früh den Stoff für seine Schrift sammelte und sichete, wirkte von August 1914 bis März 1917 als Geistlicher an dem Schwerverwundetenlazarett Justizpalast in Saint-Quentin, später bis gegen Ende des Krieges in dem Krankenlazarett Sous le Bois bei Maubeuge und im Schwerverwundetenlazarett Lycée Henri Wallon in Valenciennes; er hatte also reichlich Gelegenheit, Beobachtungen mannigfachster Art anzustellen. Seine Ergebnisse hat er dann in klarer und leichtverständlicher Sprache niedergelegt; sie sind wohl geeignet, viele Missverständnisse zu beheben und Verallgemeinerungen auf das rechte Maß zurückzuführen.

Obwohl ich selbst meine Kriegserfahrungen unter ganz andern Verhältnissen gemacht habe, als Geistlicher in der belgischen Etappe und dann als Divisionspfarrer in Russland, Rumänien und Frankreich, so kann ich doch in allen wesentlichen Punkten den Ausführungen Dreilings nur beipflichten. Diese Übereinstimmung beweist mir, daß trotz der Verschiedenheit der Schauplätze das seelische Bild des Krieges doch einheitlich war, d. h. einheitlich in seiner Breitenshöheit.

Man mag zunächst darüber staunen, daß so wenige von den vielen Feldgeistlichen zur Feder gegriffen haben, um ihre Kriegserfahrungen aufzuzeichnen und der Öffentlichkeit mitzuteilen. Die Schriften, die bisher erschienen und mir zu Gesicht gekommen sind, überschreiten nicht den Wert patriotischer Gedächtnisblätter. Was hier hemmend gewirkt hat, ist zweifellos einerseits der Überdruß an der ganzen Kriegsliteratur, anderseits die Furcht, durch Indiskretionen anzustossen und an Fehler zu röhren, die nun einmal begangen worden sind, aber jetzt nicht mehr gutgemacht werden können.

Beide Gründe scheinen mir indes nicht durchschlagend zu sein. Der Überdruß erstreckt sich auf die eigentliche Kriegsliteratur mit ihrer falschen Hurra-Stimmung oder ihrer einseitigen Anklage anderer; dagegen ist das Verlangen nach ruhigen, sachlichen Untersuchungen über die wahren Ursachen unsres Niedergangs durchaus natürlich und lebhaft. Dabei können die einzelnen Erfahrungen in einer grundsätzlichen Darlegung so wiedergegeben werden, daß sie ihrer Beziehung auf bestimmte Persönlichkeiten und Orte entkleidet werden, ohne deshalb an Lebensfrische zu verlieren. Unser Volk aber hat ein wesentliches Interesse daran, daß die in dem gewaltigsten aller Kriege gemachten Erfahrungen nicht verloren gehen, damit es in Zukunft vor einer gleichen oder ähnlichen Katastrophe bewahrt bleibe. Hierzu können nun die Feldgeistlichen aus dem reichen Schatz ihrer Beobachtungen ein Beträchtliches beisteuern.

Nehmen wir zunächst den Divisionsgeistlichen. Er kommt in der ganzen Division herum, ist mit fast allen irgendwie maßgebenden Persönlichkeiten durch dienst-

¹ Das religiöse und sittliche Leben der Armee unter dem Einfluß des Weltkrieges. Eine psychologische Untersuchung. Paderborn 1922, Schöningh.

lichen und außerdienstlichen Verkehr bekannt; er spricht nicht nur mit den Kommandeuren der einzelnen Truppenteile, sondern auch mit den Kompagnieführern, den Kompagnieleutnants und den Ärzten; er geht in die Unterstände der Mannschaften und besucht die Soldaten, wenn sie frank oder verwundet bei der Sanitätskompagnie oder in den Feldlazaretten liegen.

Nach dem Gottesdienst oder an den langen Winterabenden saß man oft lange beieinander, besonders wenn der Pfarrer vorn beim Bataillon oder der Kompagnie übernachtete. Da wurde natürlich über alles mögliche gesprochen, namentlich über die Verhältnisse in der Division, über Gefechtslage, Verluste, Ablösung, Verpflegung, Stimmung usw. Es waren gemütliche, vertrauliche Aussprachen, und die Herren hielten meist mit ihrer Ansicht nicht zurück, da sie auf Diskretion rechnen konnten. Auch mit den einzelnen Soldaten kam der Pfarrer in nähere Berührung. Obwohl auch auf ihn infolge des Offiziersrangs das Vorgesetztenverhältnis etwas abfärbte und einen gewissen Abstand begründete, so taute doch der sonst zurückhaltende Soldat am ehesten bei ihm auf und ließ ihn in sein Herz und seine Gedankenwelt schauen. So vernahm der Divisionsgeistliche das Echo von allen Seiten und kannte die materielle und geistige Lage der Truppe vielleicht besser als irgend ein anderer in der Division.

Das gleiche gilt entsprechend von den Etappen- und Lazarettpfarrern. Alle sind wohlberechtigt, bei der Frage nach der seelischen Verfassung unserer Armee und nach den Ursachen unserer Niederlage ein gewichtiges Wort mitzusprechen.

Dreiling hat sich die schwierige Aufgabe gestellt, das religiöse und sittliche Leben der Armee während des Weltkriegs zu prüfen. Er will also nicht an Außerlichkeiten haften, sondern die Seele des Krieges erfassen. Ein schwieriges Unternehmen, sage ich; denn wenn es dem einzelnen Menschen schon nicht leicht ist, sich über sein eigenes religiöses und sittliches Leben genaue Rechenschaft zu geben, so gilt dies erst recht von dem Seelenleben der andern, zumal in den so verwickelten Kriegsverhältnissen. Dreiling ist geschulter Psycholog und geht mit den Werkzeugen seines Faches an den zu behandelnden Gegenstand. Er sucht die Methode der beobachtenden Psychologie an das Ereignis des Krieges heranzubringen. Niemand wird ihm und den andern Kriegspsychologen die Berechtigung dazu bestreiten. Es ist auch zweifellos, daß die vorherige Schulung ihm den Blick für viele Einzelheiten und für manche Fehlerquellen bei der Beobachtung geschärft hat. Trotzdem wird man das Bedenken nicht ganz los, als ob hier ein Meer mit Löffeln ausgeschöpft werden sollte, ein Bedenken, dessen sich der besonnene Verfasser durchaus bewußt ist. Der vierjährige Weltkrieg mit seinen Millionen von Teilnehmern aus allen Völkern und Schichten stellt ein Ereignis von solch gewaltigem Ausmaß dar, daß man ihm mit den gewöhnlichen Mitteln der Wissenschaft kaum beikommen kann und sich das Urteil immer wieder aufdrängt: *Bellum supra psychologos et historicos!*

Es ist daher kein Vorwurf gegen die vorliegende Schrift, sondern es ergibt sich aus der Unmöglichkeit der Aufgabe, daß auch sie dem Nicht-Kriegsteilnehmer kein vollständiges Bild des wirklichen Krieges vermitteln kann. Wer den Krieg kennt, wie er gewesen, fühlt sich genötigt, jeder Geschichte oder Beobachtung gleich die Bemerkung beizufügen: „Aber bitte nicht verallgemeinern! Dies ist vorgekommen, doch auch das Gegenteil ist vorgekommen.“ So ist es zu erklären, warum viele Kriegsteilnehmer es vorziehen, über den Krieg zu schweigen; denn, so denken sie, die Feldzugsteilnehmer wissen, wie er war, und den andern kann man es doch nicht verständlich machen. Dennoch haben kriegspsychologische Untersuchungen, wie die vorliegende, ihren hohen Wert. Denn wer

den Krieg selbst mitgemacht hat, wird den Verfasser richtig verstehen, weil ihn die persönliche Erfahrung die Tragweite und die Grenzen der Ausführungen klar erkennen läßt. Ihm analysiert die Schrift das eigene Erleben und erhebt manches zu vollem Bewußtsein, was vorher halb bewußt in ihm geschlummert hat. Die Nicht-Kriegsteilnehmer aber werden gut tun, dem übereinstimmenden Urteil zuverlässiger Zeugen Glauben zu schenken.

Einleitend gibt Dreiling eine kurzgefaßte Psychologie der Front und der Etappe. Bei der Front berücksichtigt er hauptsächlich die eigentlichen Kampftruppen, nicht so sehr die weiter rückwärts liegenden Formationen, die schon mehr den Übergang zur Etappe bilden. Die seelische Verfassung der Front ist durchwegs gut getroffen; auf die Darstellung hat offenbar Erich Everth stark eingewirkt, der in seiner Schrift¹ die Front allerdings in ihrer besten Zeit (etwas idealisierend schon damals, vielleicht wegen der militärischen Zensur) aus eigener Erfahrung schildert. Von einem „hochgespannten Seelenleben des Frontsoldaten“ (S. 47) kann für die späteren Jahre, schnell vorübergehende Stimmungen ausgenommen, im allgemeinen nicht gesprochen werden. Die Frage, die schon seit 1915 auf den Lippen der Soldaten schwelte, war immer wieder: Wann hört denn diese Geschichte endlich auf? (Tatsächlich gebrauchte der Soldat statt „Geschichte“ einen derberen, beim Militär sehr geläufigen Ausdruck.)

Der Einfluß der Todesnähe auf den Frontsoldaten ist von Fernstehenden meist überschätzt worden und wird von Dreiling auf das rechte Maß beschränkt. Die Todesnähe verlor durch die Gewöhnung bald ihre anfängliche religiösfestliche Wirkung; wie gegen so vieles andere, wurde der Soldat auch dagegen gleichgültig oder gleichmütig. Zudem wurde auch im Augenblick der Gefahr die Aufmerksamkeit oft durch Dinge ganz untergeordneter Art in Anspruch genommen und abgelenkt. So traf ich einmal, als schweres Feuer auf der Stellung lag, im Schüttengraben einen Kompagnieleutnant damit beschäftigt, die Namen der vorübergetragenen Verwundeten aufzuschreiben; denn am Abend war die Meldung über den Abgang an Verwundeten fällig. Wenn dieser Leutnant nun sagen sollte, was er während der Beschließung innerlich „erlebt“ habe, so würde er wohl kaum etwas Erwähnenswertes zu berichten wissen. Die Daseinsbedingungen im Felde waren im allgemeinen nicht dazu angetan, das Denken anzuregen. Das „Erleben“ ging für den gleichsam in den Naturzustand zurückgeworfenen Frontsoldaten in der Sorge für die tausend Kleinigkeiten des materiellen Unterhalts und des Schutzes gegen das feindliche Feuer auf.

Überhaupt bot die Front psychologisch keine großen Überraschungen. Der Soldat zog auf seinen gefährdeten Posten mit einer ähnlichen Gelassenheit, mit der der Bergmann unter Tag fährt, nicht wissend, ob es für ihn eine Heimkehr gibt. Er verhielt sich beim Einschlagen der Granaten nicht viel anders als der Friedensmensch bei einer plötzlichen Explosion. Gegen den Anblick von Leichen stumpfte er allmählich ebenso ab wie der Anatomiendiener. Freilich verarbeitet die einzelne Seele die jeweiligen freudigen oder trüben Erlebnisse nach ihrer Eigenart und daher sehr verschieden. Das gleiche Erlebnis, das den einen erhebt, stählt und läutert, kann den andern niederschlagen und brechen, wie im Frieden, so im Kriege.

¹ Von der Seele des Soldaten im Felde. Jena 1915.

Die Psychologie der Etappe mit ihren dunklen sittlichen Schatten wird von Dreiling offen und ohne Beschönigung gegeben. Die dort vorherrschenden, oft geschilderten und gerügten Missstände werden sich bei der Unvollkommenheit unsrer Natur überall einstellen, wo Menschen keine ernste, ihren Geist fesselnde Arbeit haben und sich zugleich die Gelegenheit zu Ausschweifungen in reichem Maße bietet.

Wie hat nun der Krieg auf das religiöse und sittliche Leben der Soldaten eingewirkt? Es ist bekannt, wie beim Ausbruch des Krieges eine religiöse Welle unser Volk durchdrang und viele zu Gott und zur Kirche zurückführte, andere in ihrem religiösen Sinn vertiefte. Aber dieser an sich bewunderungswürdige Schwung der Seelen hat bald nachgelassen und kehrte nach kurzer Zeit wieder in sein gewohntes Geleise. Die Erscheinung war zu ruckartig, um lange Bestand zu haben. Ein äußerer Anstoß allein kann wohl eine augenblickliche Erschütterung, doch niemals eine dauernde, religiöse Erneuerung bewirken. Daher ist jede geistige Bewegung, die nicht die Charaktere ergreift und umschafft, zu baldigem Absterben verurteilt.

Diese Entwicklung war zu naturgemäß, als daß sie nicht auch in den feindlichen Ländern eingetreten wäre. Über Frankreich urteilt die Pariser Zeitschrift *Les Nouvelles Religieuses* (1. Mai 1919, 269): „Der Krieg hat bei uns wie anderswo gewirkt. Im Anfang eine große religiöse Bewegung, gleichsam ein einmütiger Aufruf zum Himmel vor der drohenden Gefahr. In den tiefgläubigen Seelen hat sich diese Bewegung erhalten. In den übrigen ist sie schnell gesunken. Als der Krieg zu einem endlosen Stellungskrieg erstarnte, wurde das religiöse Frankreich das gleiche oder ungefähr das gleiche wie früher.“

Der versittlichende Ernst des Krieges hat gewiß bei vielen standgehalten und hat zahllose unsrer Soldaten in den Tod begleitet; in fremder Erde schlafen viele wackere Helden. In den Lazaretten konnten die Feldgeistlichen oft die Geduld und Ergebung der Schwerfranken und Verletzten bewundern; nur verschwindend wenige haben vor dem Tode religiösen Beistand abgelehnt. Aber bei aller Anerkennung des vielen Guten, das blieb, kann doch die Tatsache nicht geleugnet werden, daß mit der Dauer des Krieges bei den Überlebenden religiöse Kälte und sittlicher Verfall immer mehr Platz griffen, auch an der Front.

Es ist für den ans Sinnliche gebundenen Menschen auch in Friedenszeiten nicht leicht, sich über das Materielle zu erheben. Um wieviel mehr muß das für den Feldsoldaten gelten, den alles auf das Materielle hinzwies. Im günstigsten Falle alle drei Wochen ein Gottesdienst, und die ganze übrige Zeit zwischen ungläubigen, fluchenden, zotenden Kameraden, herausgerissen aus der Berufstätigkeit, getrennt von Heimat, Familie und Freunden, Tag für Tag in den Gefahren, den Anstrengungen und dem Zwang eines einförmigen Dienstes, in dem Lehnm der Schützengräben und in den Erdlöchern der Unterstände, verschmugt und verlaust, mangelhaft verpflegt¹, ohne geistige Anregung (an der Ostfront waren die Soldaten während der langen, langen Winternächte in den Unterständen ohne Licht!), immerfort gewöhnt an das grauenvolle Bild der Verwüstung und des Todes und in die bittere Not-

¹ Einen Soldaten, der gerade seine Suppe aß, fragte ich einmal, wie sie sei; er antwortete kurz, aber vielsagend: „Es schauen mehr Augen hinein als heraus.“

wendigkeit versegt, zerstören und töten zu müssen¹. Urteilen wir nicht zu hart über diese Armen, wenn sie verrohten und verwilderten — wir wissen nicht, ob wir selbst ähnlichen Prüfungen gewachsen gewesen wären.

Und die Feldseelsorge? Sie hatte mit vielen Hindernissen zu kämpfen. Diese lagen nicht so sehr in dem notwendigen Sichanpassen an die Gefechtslage und die Diensteinteilung, die beide recht unberechenbar waren. Gar oft hatte der Pfarrer für Weihnachten oder Ostern ein schönes Programm für die Gottesdienste aufgestellt und im Divisionstagesbefehl bekannt gegeben; da warf irgend eine plötzliche Änderung wieder alles über den Haufen. Das nahm man gleichmütig hin. Schwerer wog, daß dem Geistlichen auf Schritt und Tritt zum Bewußtsein kam, wie sehr er für sein Amt auf das Wohlwollen der Offiziere und selbst der Feldweibel angewiesen war. Dieses Wohlwollen war oft da, aber es war oft auch nicht da. Wenn aber kein Druck von oben mithalf, so wurden die Leute für den Gottesdienst einfach nicht frei gemacht, und wenn sich der Geistliche darüber beschwerte, dann waren auch beim Militär Entschuldigungsgründe feil wie Brombeeren. Ein Telephonist sagte mir: „An der ganzen Art und Weise, wie der Befehl zum Gottesdienst von oben durchgegeben wird, merkt man schon, ob darauf Wert gelegt wird oder nicht.“

Freilich gab es Offiziere und Ärzte, die für die Bedeutung der Feldseelsorge volles Verständnis hatten und den Geistlichen in zuvorkommendster Weise unterstützten. Ehrend möchte ich hier das Beispiel eines hervorragend tüchtigen evangelischen Regimentskommandeurs erwähnen, der mir erklärte: „Herr Pfarrer, wenn Sie es wünschen, komme ich auch zu Ihrem Gottesdienst, um den Soldaten zu zeigen, welch hohen Wert ich auf die Religion lege. Ohne die kann der Soldat seinen harten Dienst nicht treu erfüllen.“ Man kann aber nicht sagen, daß solches Verhalten für unser Offizierkorps typisch gewesen sei. Wenn nicht der Kaiser, das Kriegsministerium und die höheren Führer ihre schützende Hand über die Seelsorge bei den Truppen gehalten hätten, wäre die Tätigkeit der Feldgeistlichen noch viel schwerer gewesen. So hielt wenigstens die Furcht vor oben viele Offiziere zurück, die Religion und die Geistlichen als völlige Nebensache zu behandeln.

Wie unwürdig mancherorts die Behandlung der Feldgeistlichen war, geht aus dem Erlass hervor, zu dem sich das Kriegsministerium am 3. Februar 1917 (Nr. M. 417. 17. C. 4) veranlaßt sah. Darin heißt es: „Im Verlauf des Krieges ist bereits öfter darüber geklagt worden, daß die Feldgeistlichen nicht immer in einer dem dienstlichen Interesse und dem Ansehen des geistlichen Amtes ausreichend Rechnung tragenden und an sich möglichen Weise untergebracht worden seien. So seien Geistliche von der Dienststelle, an die sie von den Divisionen gewiesen waren, weiterabgeschoben worden, z. B. vom Regiment zu einem Bataillon und von letzterem wieder zu einer Kompanie. Schließlich habe sich niemand mehr dafür verantwortlich gefühlt, wie der Geistliche unterkam und verpflegt wurde. Nicht selten seien Geistliche so genötigt gewesen, sich dauernd entweder selbst auf irgend eine Weise zu beköstigen oder ihr Essen aus der

¹ Nicht alle, aber viele Anklagen gegen die deutschen „Barbaren“ erklären sich psychologisch aus der Verkenntnis der einfachen Tatsache, daß der Krieg seiner Natur nach ein barbarisches Handwerk ist. Die siegreichen deutschen Heere trugen überall den Krieg in die feindlichen Länder vor, und seine Schrecken weckten selbstverständlich nirgends Sympathie für den Sieger. Die Entente-Truppen haben es bisher auch nicht verstanden, sich in unsfern besetzten Gebieten beliebt zu machen, obwohl wir doch jetzt sozusagen Frieden haben.

Mannschaftsküche zu entnehmen. Ofters sei den Geistlichen die schlechteste Unterkunft angewiesen worden. Auch die Verteilung der Feldgeistlichen auf die Truppenteile usw. sei nicht immer zweckmäßig, worunter die sehr erwünschte regelmäßige geistliche Versorgung der Truppen, insbesondere durch Gottesdienste (soweit die Kriegsverhältnisse eine solche zulassen), litt. Das Kriegsministerium ersucht deshalb, in geeignet erscheinender Weise dahin zu wirken, daß solchen Klagen der Boden entzogen wird. Hierbei empfiehlt es sich, darauf hinzuweisen, daß die Sorge für eine zweckmäßige Verteilung und angemessene Unterbringung der Geistlichen stets bei den Dienststellen verbleibt, denen die Geistlichen bei ihrer Berufung oder später zugewiesen worden sind, also in der Regel bei den Divisionen.¹

Natürlich bedurfte es an andern Stellen nicht eines solchen Erlasses. Bei manchen Divisionen bestand zwischen dem Kommandeur und dem Pfarrer geradezu ein enges Vertrauensverhältnis. Dort konnte der Geistliche ohne Mühe vieles durchsetzen, wurde auch darum zuweilen von den Offizieren gebeten. Ob es aber der Geistliche gut oder schlecht traf, das hing nicht nur von seiner eigenen Geschicklichkeit ab, sondern war meistens einfach Glückssache.

Die Feldgeistlichen haben sich trotz aller Hindernisse redlich bemüht, ihrer schweren Aufgabe gerecht zu werden. Sie haben namentlich immer ihr besonderes Augenmerk darauf gerichtet, den Verwundeten und Sterbenden beizustehen, und was sie da an den oft so entsehliglich primitiven Schmerzens- und Sterbelagern unsrer armen Soldaten gewirkt haben, das wird ihnen wohl für ihr ganzes Leben die tröstlichste Erinnerung an diesen furchtbaren Krieg sein und bleiben. Wenn nichtsdestoweniger auch die Feldseelsorge stellenweise versagt hat, so lag die Ursache zumeist in den Verhältnissen, die oft stärker waren als der beste Wille¹.

Zusammenfassend muß also gesagt werden, daß der Krieg auch in religiöser und sittlicher Hinsicht ein großes Unglück war, und vor den grausamen Tatsachen der Erfahrung muß das oberflächliche Gerede vom „Stahlbad“ und „Jungbrunnen“ für immer verstummen. Wer mit dem Gedanken des Krieges spielt, der weiß nicht, was er tut. Selbst ein siegreicher Krieg ersehnt nicht die materiellen und geistigen Opfer, die er fordert.

Noch eine andere Schlussfolgerung liegt nahe: Das religiöse und sittliche Leben hängt in weitgehendem Maße von den natürlichen Daseinsbedingungen ab. In mir und in vielen andern hat der Krieg die Überzeugung gefestigt, daß der Versuch, aus dem Durchschnittsmenschen eine selbständige, in sich ruhende sittliche Persönlichkeit zu machen, für immer zur Aussichtslosigkeit verurteilt ist. „Ihn hält in Schranken nur das deutliche Gesetz und der Gebräuche tiefgetretne Spur“ (Schiller, Wallensteins Tod IV, 2). Wo diese Schuhdämme nicht vorhanden sind oder zusammenbrechen, da siegen nur zu leicht die schlechten, tierischen Triebe. Dieser Ausblick ist nicht sehr erhebend, aber es ist gut, sich in dieser Hinsicht keinen Täuschungen hinzugeben. Nur so

¹ Es sind auch über Feldgeistliche Klagen geführt worden. Mag sein, daß manche in Ton und Auftreten stark den Offiziersrang hervorkehrten, was die Soldaten stieß. Doch ist mir persönlich kein unvürdiger Feldgeistlicher begegnet, obwohl ich sehr viele Feldgeistliche in Ost und West kennen gelernt habe. Soweit Pflichtversäumnisse wirklich vorgekommen sind, habe ich natürlich nicht die Absicht, sie zu leugnen oder zu beschönigen. Näheres über die Feldseelsorge im Weltkriege vgl. diese Zeitschrift 92 (1917) 399 ff. 471 ff.

werden viele Fehler in der Erziehung der einzelnen, in der Verwaltung des Staates und in der Seelsorge vermieden werden. Bemühen wir uns, den Menschen solche Daseinsbedingungen zu schaffen, daß sie ohne allzu große Anstrengung religiös und sittlich leben können. Heilige und Helden werden immer selten sein. Die Nutzandwendung auf die heutigen Verhältnisse (Wohnungsnot und Teurung) ergibt sich von selbst.

Die seelischen Wirkungen des Krieges lassen sich nicht verstehen und nicht darlegen, ohne auf die militärischen Verhältnisse und die ganze Umwelt des Soldaten im Kriege einzugehen. Es fallen daher auch in der Schrift Dreilings mancherlei Streiflichter auf die Zustände an der Front, in der Etappe und in der Heimat. Auch hier kann ich, von unbedeutenden Einzelheiten abgesehen, dem unbefangenen und ehrlichen Urteil des Verfassers nur beistimmen. Da und dort wären vielleicht noch Ergänzungen anzubringen, um das Bild zu vervollständigen und den Zusammenbruch des Heeres begreiflicher zu machen.

Den Gründen im einzelnen nachgehen, die allmählich den Geist unsrer Armee, der anfangs vorzüglich war, erschüttert haben, heißt die Geschichte unsrer Unzulänglichkeiten schreiben. Das Kapitel ist schmerzlich. Aber das deutsche Volk darf getrost seine Versäumnisse sich eingestehen; denn diese heben sich von dem Hintergrunde eines gigantischen Ringens ab. In der Tat, was unsrer Volk während der langen Dauer des Krieges an gewaltigen Leistungen und heroischen Leiden vollbracht hat, ist ohnegleichen in der Geschichte aller Völker und Zeiten. An der Seite von wenigen und zum Teil unzuverlässigen Bundesgenossen, abgeschnitten vom Weltverkehr und Weltkredit, zu Wasser und zu Lande bedroht, an vier Fronten kämpfend, mit allem Unrat der Verleumdung beworfen, hungernd und frierend, hat dieses einzige Volk gegen eine geradezu erdrückende, an Mannschaften, Lebensmitteln und Waffen reiche Übermacht vier lange Jahre tapfer standgehalten, bis am Ende die allgemeine Erschöpfung seinen Körper und Geist gebrochen hat. Von einem solchen Volke darf man erwarten, daß es auch den Mut findet, seine Fehler einzusehen und zu überwinden. Nur zu diesem Zwecke weisen wir auf die seelischen Ursachen unsrer Niederlage hin. Wenn dabei manches wie eine harte Anklage klingen mag, es soll daneben das viele Gute nicht verkannt werden. — „Es ist mein Herz, was gern beim Lob verweilt“. Und dieses viele Gute gibt uns das Recht, trotz aller Finsternis und Schmach der Gegenwart eine bessere Zukunft unsres Volkes zu hoffen. Aber die Erkenntnis und Kritik der Vergangenheit muß dem Aufbau vorausgehen. Ein Volk, das seine Vergangenheit nicht versteht, kann auch seine Zukunft nicht gestalten.

Beginnen wir mit einem Blick auf das Offizierkorps. Bekanntlich ist von den Soldaten im Felde und in der Heimat viel über die Offiziere geschimpft worden. Dabei hat es natürlich an Übertreibungen und Entstellungen nicht gefehlt. Verfehlungen der Offiziere erregten Anstoß und wurden weiter getragen, während man von den Offizieren schwieg, die arbeiteten und sich opferten. Es ging hier wie überall: Das Schlechte machte sich an der Oberfläche breit, das Gute wirkte im verborgenen. Aber auch die glänzendste Verteidigung und die mildeste Beurteilung können doch das Vorhandensein tiefer Schatten im Offizierstande nicht leugnen.

Ferne sei es von mir, die großen Verdienste unsres Offizierkorps verdunkeln oder irgendwie die schmachvolle Bübereg entschuldigen zu wollen, mit der die Revolutionäre in den Novembertagen Offizieren die Achselstücke abriß. Es hat unter den Offizieren viele tüchtige, auch ethisch hochstehende Männer gegeben, die kameradschaftlich in spartanischer Einfachheit und in vorbildlichem Pflichteifer das Los ihrer Leute bis zuletzt geteilt haben. Tausende sind an der Spitze ihrer Truppe gefallen¹, andere Tausende sind verwundet und gebrochen in die Heimat zurückgekehrt und haben dort in bitterster Weise den Undank des Vaterlands zu kosten bekommen. Wenn ich daher im Folgenden von Fehlern und Mißgriffen der Offiziere spreche, so möchte ich auch hier vor Verallgemeinerungen warnen. Es wäre mir sehr peinlich, wenn ich irgend einem der trefflichen Offiziere wehe oder unrecht täte, deren Gastfreundschaft und dienstliche Unterstützung ich so oft genossen habe. Aber schließlich kann uns allen doch nur die Wahrheit frommen.

Das Verhalten der Offiziere war im Kriege deshalb so bedeutsam, weil der einzelne Mann nicht nur im Dienst, sondern in seiner ganzen Existenz fast schrankenlos, wirklich auf Leben und Tod, in die Hand seines Vorgesetzten gegeben war. Um nur ein Beispiel zu erwähnen: Ihrem Kompanieführer, oft einem jungen Leutnant, mußten alte Familienväter ihre Urlaubsgesuche vorlegen und dabei ihre ganzen Familienverhältnisse unterbreiten. Wie schwierig eine gerechte und wohlwollende Erledigung allein dieser Angelegenheit war, darüber haben mir gewissenhafte Kompanieführer häufig geklagt. Aber es ist leicht begreiflich, daß in ungeschickten Händen die Verteilung der Posten, der Quartiere und der Verpflegung, die Regelung des Dienstes und des Urlaubs zu einer reichen Quelle der Verärgerung und Verbitterung wurden.

Dazu kam: Die Offiziere waren durch das enge Zusammensein fast immer bei Tag und Nacht unter den luchsartig aufpassenden Augen der Soldaten (auch schwatz- und platzsüchtiger Ordnonanzen und Schreiber). Diese erfuhren genau, was die Offiziere an Gehältern, Kontributionsgeldern, Verpflegung² usw. empfingen und was sie nach Hause schickten. Sie sahen bei den Feiern der Offiziere zu und zählten und besprachen ihre Räusche. Es war also reichlich dafür gesorgt, daß alle über das Leben und Treiben der Offiziere „aufgeklärt“ würden.

Der Unterschied zwischen Offizier und Mann ist einschneidend und muß es sein. Alles, was den dienstlichen Abstand aufhebt oder mindert, ist zu verwerfen, weil es die durchaus notwendige Autorität schwächt. Der Mann muß wissen, daß der Offizier sein Vorgesetzter ist, und darüber dürfen ihm keine Zweifel gelassen werden³. Dabei kann und soll die Behandlung durchaus human sein.

¹ Generalleutnant v. Altröck beziffert in seiner pietätvollen Schrift „Vom Sterben des deutschen Offizierkorps“ (Berlin 1921) die deutschen Kriegsverluste an Toten bis zum 10. Januar 1919 auf insgesamt 1 808 545, unter ihnen 52 006 Offiziere. Von 45 923 aktiven Offizieren, die am Kriege teilnahmen, fielen oder starben an Krankheiten 11 357 = 24,7 Prozent, von 226 190 Offizieren des Beurlaubtenstandes 35 493 = 15,7 Prozent. Generale verlor das Heer 167, Stabsoffiziere 1516.

² Wenn die Offiziere sich Hühner hielten, gaben die Soldaten acht, woher die Körner kamen, mit denen sie gefüttert wurden.

³ Der spätere Verfall der Disziplin führt zum guten Teil daher, daß das Heer keine rechten Unteroffiziere mehr hatte, sondern nur noch Leute mit Tressen. Die Unteroffiziere waren Duzfreunde der Leute und vielfach ohne Schneid und Autorität.

Das deutsche aktive Offizierkorps war wie aus einer Form gegossen, korrekt, pflichttreu, unbefechlich, tapfer, dem Monarchen ergeben und durch ihn dem Staate verbunden. Die Offiziere entstammten meist den gleichen gesellschaftlichen Kreisen, teilten die gleichen Urteile und Vorurteile, zeigten auch in ihrem ganzen Auftreten und in ihrer Denkart große Einheitlichkeit. Auf ihren Dienst und ihr Fortkommen eingestellt, gewandt und sicher, waren sie im allgemeinen durch Kulturwissen nicht gerade belastet. (Ausnahmen, die zumal im Generalstab zahlreich waren, bestätigten die Regel.) Doch schien die Offizierseigenschaft diesen Abgang zu decken und zu allem zu befähigen; in der Tat fanden sich selbst junge Leutnants bei schwierigen, ihnen sonst fremden Aufgaben mit einem gesunden Instinkt oft überraschend gut zurecht. Die ganze Erziehung war eben auf die Tat und den praktischen Blick gerichtet; tüchtige Leistungen standen höher als schwungvolle Worte. (Die schreibenden und redenden Generale waren nicht sehr angesehen.)

Die Offiziere fühlten sich bewußt als eine besondere, bevorzugte, vom Volke getrennte Kaste, was sie überdies auch waren, und hatten Mühe, einen Außenstehenden als gleichberechtigt anzuerkennen. Sie schauten alle fast ausschließlich darauf, wie sie oben und in ihrem Zirkel angeschrieben waren, und machten kein Hehl daraus, wie wenig ihnen an dem Urteil der übrigen (der „Idioten“) gelegen war. Die Unabhängigkeit von dem Urteil der Menge verwechselten viele mit der Verachtung des profanum vulgus. Eines fehlte diesem geschulten, durchaus zuverlässigen Offizierkorps: das tiefere Verständnis für die Volksseele. Es haftete ihm zu stark der Typus des feudalen Preußens an, der, selbstherrlich in seinem Wesen, den demokratischen Zug der Zeit nicht zu fassen vermochte und die Leitung des Volkes immer noch im Sinne patriarchalischer Fürsorge handhaben wollte.

Natürlich bildeten bei der Größe des Heeres die aktiven Offiziere nur eine kleine Minderheit, aber sie blieben das Rückgrat des Offizierkorps; ihr Geist und ihre Haltung färbten auch auf die Reserveoffiziere ab, nach der guten und nach der weniger guten Seite.

Die Verteilung der Offiziere und die Ausübung ihrer Fähigkeiten ließen manches zu wünschen übrig. Die beim Militär herrschende und von der Volksmeinung begünstigte Auffassung, daß nur der Frontdienst als vollwertig zu gelten habe, hat uns da einen übeln Streich gespielt. Wir hatten an der Front ausgebildete Verwaltungsbeamte, die in der Etappe Vorzügliches hätten leisten können und an der Front durch jeden andern ersegbar waren. Wären in der Etappe und in der Heimat mehr tüchtige, entschlußkräftige Männer gewesen, die Entwicklung hätte nach menschlicher Voraussicht eine andere Wendung genommen, jedenfalls die Revolution nicht so leichtes Spiel gehabt. Statt dessen strömten in die Etappe scharenweise die „ausgegrabenen“ Offiziere z. D. und a. D., für die mit dem Kriegsausbruch ein neues herrliches Leben begann ohne Mühe und Gefahr. Was ist in den deutschen Offizierkreisen über diese „arterienverkalkten“, „verheerenden“ alten Herren und ihre Verwaltungsweisheit geklagt und geschimpft worden! Auch viele ganz unnötige Drangsalierungen der einheimischen Bevölkerung gingen auf bloßen Unverstand dieser Verwaltungsbhörden zurück¹.

¹ Natürlich muß auch hier wieder gleich beigefügt werden, daß sich unter den Etappenoffizieren auch prächtige Männer fanden, die gewissenhaft und erfolgreich ihrem Dienste lebten und auch von der feindlichen Bevölkerung geschätzt wurden.

Je länger der Krieg dauerte, desto mehr machte sich bei der Besetzung der Posten eine bedauerliche *Güntlingswirtschaft* bemerkbar. Das wird unter Menschen zwar überall vorkommen, ging aber doch oft über das erträgliche Maß hinaus. Das üble Wort „Schiebung“ erlangte eine immer wachsende Bedeutung. Wer Beziehungen hatte, konnte vieles nach Wunsch lenken, und plötzlich wurde er für die erstrebte Stelle „dringend“ angefordert. Man arbeitete einander in die Hand. Der S. C.-Betrieb in Brüssel und Warschau sei nur nebenbei erwähnt. Durften solche Zustände in einem Volksheere herrschen? Viel böses Blut hat auch die Rücksichtslosigkeit gemacht, mit der bewährte Reserveoffiziere aus gesuchten, angenehmen Posten durch jüngere aktive Herren verdrängt wurden.

Das außerdienstliche Verhalten der Offiziere hat vielfach Anstoß erregt. Es zeigte sich hier ein Mangel nicht an militärischem, wohl aber an sozialem Verantwortungsgefühl. Schon 1915 klagte mit ein Regimentskommandeur alten Schlages: „Durch die großen Verluste an Offizieren sind wir gezwungen, viele zu Offizieren zu befördern, denen eigentlich die Qualifikation abgeht.“ Doch mußte man auch unter den aktiven Offizieren allmählich ein Nachlassen der Zucht feststellen. Schon die Notwendigkeit, die sog. „Hindenburgstunde“ einzuführen, um den Zechgelagen der Offiziere bis tief in die Nacht ein Ende zu bereiten, beweist, wie sehr es an Verständnis für den Ernst unsrer ganzen Lage fehlte. Diese Gelage wirkten auf die Mannschaften ebenso aufreizend wie jetzt das Schlemmerleben der Schieber auf unsre darbende Bevölkerung. Das lose Treiben vieler Offiziere in den Städten des besetzten Gebietes, in Brüssel, Lille, Warschau, Bukarest usw., hat dem deutschen Ansehen gewaltig geschadet und kann in keiner Weise entschuldigt werden. Immer wieder wurde durch Kommandanturbefehle eingeschärft, daß Uniform verpflichtete, aber ohne sichtlichen Erfolg. Auch bei manchen hohen Stäben, die weit außer dem Schutzbereich lagen, erregte das Eintreffen von Theater-„Damen“ mehr Interesse als die Vorgänge an der Front. So bröckelte Stein um Stein von dem Fundament ab, auf dem jede äußere Autorität beruht; es schwand vielfach die innere Achtung vor dem Vorgesetzten.

Zerstörend wirkte dabei auch die wichtige, vielbesprochene *Verpflegungsfrage*. Wiewohl auf dem Papier jedem Kriegsteilnehmer die gleiche Nation zugewiesen war, so ergaben sich bei der Verteilung naturgemäß unvermeidliche und vorerst auch belanglose Unterschiede. Eine gewisse Besserstellung des Offiziers in Quartier und Verpflegung war nicht zu beanstanden und wurde auch von den Soldaten an sich nicht verargt, wenn der Abstand nicht gar zu auffällig war. Das persönliche Wohlbefinden des verantwortlichen Führers ist für die Truppe und für die gesicherte Ausführung der Befehle von entscheidender Bedeutung, wie denn auch sein Versagen nachteiliger wirkt als die des einfachen Mannes. (Sozialdemokratische Minister pflegen ja auch nicht auf dem Speicher zu wohnen.) Aber die Bevorzugung der Offiziere ging doch häufig zu weit. Es fing oft schon bei dem Unterstand und der Verpflegung des Kompagnieführers an. Als vollends das Hamstern begann und nicht wenige Offiziere dabei ihre Stellung zu ihrem Privatvorteile ausnützten, segte auch draußen im Felde der Kampf aller gegen alle ein und zerstörte den Geist der Kameradschaft, sofern er überhaupt noch vorhanden war. Trotzdem muß die Behauptung, daß die Offiziere auf Kosten ihrer Leute gelebt hätten, in ihrer Allgemeinheit als Verleumdung bezeichnet werden.

In der Behandlung der Mannschaften kamen beide Extreme vor. Einerseits ein schroffes Hervorkehren des Kommissstandpunkts, der auf die Stel-

lung, Bildung, das Alter und die Entbehrungen der Leute keine Rücksicht nahm; anderseits ein Schleifenlassen der Zügel, wo ein entschiedenes Durchgreifen notwendig gewesen wäre. Der Soldat bedarf nun einmal einer strammen, aber auch gerechten Handhabung der Disziplin.

Im Ganzen des militärischen Betriebs mußte man oft einen Mangel an psychologischer Einstellung beklagen. Freilich, solange die Menschheit besteht, ist es den Vorgesetzten immer schwer gewesen, sich in Seele und Lage ihrer Untergebenen hineinzudenken. Aber das ist unbedingt erforderlich, um den Geist einer Gemeinschaft in schwerer Zeit hochzuhalten.

Schon die mechanische Abwicklung des Ersatzgeschäfts war ein großer Fehler. Es wurde zu wenig darauf geachtet, die verwundeten und kranken Soldaten nach ihrer Genesung zu ihrem früheren Truppenteil zurückzuschicken und den Ersatz aus dem gleichen Heimatbezirk zu nehmen. Infolgedessen verwandelte sich die Armee allmählich aus einem wohlgefügten Organismus in eine Masse vereinzelter, wurzelloser Existenz ohne innere Fühlung; es trat eine Atomisierung des Heeres ein, die das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit schwächte oder geradezu aufhob. Man konnte den Unterschied deutlich merken, wenn man zu einer Formation kam, bei der sich ein Stamm alter Leute erhalten hatte.

Die Abhilfe von Mißständen wurde nicht selten durch das ängstliche Bestreben erschwert, immer und überall durch einen Befehl gedeckt zu sein. Als wir am 11. November 1916 durch den Szurdokpass nach Rumänien vorstießen, strömten in Petroșeny die Verwundeten mehrerer Divisionen zusammen. Aufgetan hatte nur ein Feldlazarett, das für Leichtkranke bestimmt war. Für die Hunderte von Verwundeten stand nur ein Arzt der Krankentransportabteilung zur Verfügung. Dabei lagen im Orte eine ganze Reihe von Feldlazaretten in Ruhe mit Ärzten und Pflegepersonal. Doch sie hatten keinen Befehl, für die Verwundeten zu sorgen. Der zuständige Körpersarzt aber war vor dem Stab und nicht zu erreichen. Mit Mühe gelang es mir, einen unserer Chirurgen zur Hilfeleistung zu bewegen. Es war nicht böser Wille, der hier hinderlich im Wege stand, sondern der Gedanke: Ich habe keinen Befehl und kann mir durch selbstständiges Eingreifen leicht Scherereien zuziehen. Gerade für das Sanitätswesen (wie auch für die Feldseelsorge) muß aber doch der erste Grundsatz sein, den Hilfebedürftigen möglichst schnell beizustehen. Auch in der Wirtschaftsverwaltung machte sich die rein militärische Befehlsordnung recht zweckwidrig bemerkbar.

Im Dienst verargten die Soldaten nicht die Arbeiten, die durch die Umstände geboten schienen, aber sie haßten jeden bloßen Drill, da sie oft müde waren und Zeit für die Instandhaltung ihrer Sachen brauchten. Auch der einfache Soldat unterschied sehr gut zwischen notwendigem Einsatz von Gut und Blut, wenn die Kriegslage es erheischte, und unnützen Quälereien und Opfern, die nur zu Prestigezwecken oder „zur Hebung des Offensivgeistes“ gefordert wurden. Geradezu Erbitterung erregte es daher bei Offizieren und Mannschaften, wenn sie erfuhren, daß ihre Formation wegen „Halsenschmerzen“ des Kommandeurs zum Durchstoßen angeboten sei. Auch die als Lob gedachte Redewendung in den Ansprachen höherer Führer, sich der Truppe erinnern zu wollen, wenn wieder einmal Not an Mann gehe, klang in den Ohren der abgekämpften Soldaten wie blutiger Hohn; für sie hatte der Heldentod längst seinen Reiz verloren. Geklagt wurde auch über die vielen Besichtigungen durch höhere Vorgesetzte. Vorne konnte man darüber das Urteil

hören, daß dadurch der Krieg nur aufgehalten werde und man nicht zur Arbeit komme. Überraschungen, d. h. unangemeldetes Erscheinen, war so gut wie ausgeschlossen, da das Telephon schneller war als die Schritte oder das Auto des Kommandeurs.

Eine anschauliche Schilderung, wie Besichtigungen, die als Ehrung der Truppe gedacht waren, tatsächlich wirkten, gibt ein Soldat der Kronprinzenarmee in Nr. 273 der „*Vossischen Zeitung*“ vom 11. Juni 1922:

„August 1916. Todmüde und körperlich und seelisch völlig erschöpft kamen wir nach schweren Kämpfen und verheerenden Verlusten von Verdun aus der Stellung, froh, dem Tode entronnen zu sein. Fünf Stunden Marsch hatten wir hinter uns. Von diesen fünf Stunden waren wir zwei im ersten Morgengrauen keuchend durch das Sperrfeuer gestürmt, den Tod im Nacken, durch die Vaux-Schlucht, deren Wasser dick und fett war von Leichen, über den schmalen, zerrissenen und vom Wasser überspülten Grat... — der einzige Weg, der durch die Vaux-Schlucht führte und der Tag und Nacht uner schwerem, feindlichem Feuer lag. — In Massen am Wege liegende tote Kameraden hatten uns aus starren Augen ihren letzten Gruß mit auf den Weg gegeben, uns, die wir nicht wußten, ob wir noch lebend den Strand erreichten. Es stand zum Himmel wie aus einer ungeheuren Totengruft. Fünf Tage ohne Schlaf, voll Schrecken und Grauen lagen hinter uns. Mit eingefallenen, fahlen Wangen, schmutzig von Schweiß und Staub, zerrissen vom Gestein, übermüdet und mit zerrütteten Nerven kamen wir nach langem, langem Marsch in unserem Ruhequartier in Spincourt an. Aufatmend warfen wir uns auf unser Stroh, kaum fähig, noch ein Glied zu rühren. Da kam der ausgeruhte Kompagniefeldwebel, der stets in unserem Standquartier zurückblieb, und brüllte in die Scheune, in der wir lagen: „Aufstehen! Sofort fertig machen zur Besichtigung! Der Kronprinz will euch besichtigen.“ Wir schreckten auf, sahen ihn verständnislos an, aber er brachte uns auf die Beine: „Na, wird's bald? Faule Gesellschaft! Ich werd' euch Beine machen. In 20 Minuten steht alles sauber gebürstet und mit gewichsten Stiefeln auf dem Alarmplatz.“ Damit ging er. Wir schimpften und fluchten, aber was half es. Wir waren Soldaten und mußten gehorchen, schweigend ohne Widerrede, auch wenn man uns mit Füßen trat. Es ging fast über unsre Kraft, aber automatisch griffen wir nach Putzzeug, Bürste, Seife, Handtuch und fragten, schabten und bürsteten, bis wir glaubten, vor den Augen des strengen „Spieß“ bestehen zu können. Dann ging es in Marschkolonne durch das Dorf nach dem Nachbarort Mons. Eine Stunde Marsch. Es war schon mehr ein Wanken, ein Sich-mühselig-hinschleppen. Auf dem Felde neben der Chaussee wurden wir mit militärischer Pedanterie ausgerichtet, die armseligen Trümmer des Regiments. Die Vorgesetzten gingen um uns herum, jeden einzelnen von vorn und hinten besichtigend, hier eine Falte glättend, dort das Koppelzeug zurechtrückend, dort die Müze in die richtige Lage schiebend, jedes Körnchen entfernd. So standen wir zwei Stunden im Sonnenbrand und warteten — warteten auf den Kronprinzen, im Innersten empört, daß man uns diese zwei Stunden Ruhe nicht gegönnt hatte. Warum konnte uns der hohe Herr nicht in Spincourt besichtigen und so wie wir aus der Stellung gekommen waren? Mußten wir uns des Staubes und Schmutzes schämen?...“

Wer den wirklichen Krieg mitgemacht hat, wird die Lebenswahrheit dieser Schilderung nicht bestreiten. Solche Schinderei der Truppen für nichts und wieder nichts hat mehr Sozialdemokraten gemacht als ganze Heftbroschüren. Indessen hielten die hohen Herren die Welt der Paraden und Hurrarufe für die wirkliche Welt; sie ahnten nicht, was in den Seelen der Soldaten vor sich ging.

Aber, so wird man fragen, gab es denn niemand, der nach oben über diese und ähnliche Mißgriffe ein offenes Wort gesprochen hätte? Man konnte

doch gerade bei den höheren Führern sehr oft wirkliches Verständnis, vornehme Gesinnung und aufrichtiges Wohlwollen antreffen. Wir kommen damit zur wundesten Stelle im ganzen Militärwesen: Nach oben neigten sich alle Wipfel. Von dort war man abhängig, von dort kam aller Segen. Nur ganz außerordentlich tüchtige, sachlich eingestellte und charaktervolle Männer finden den Mut, auch die unwillkommene Wahrheit nach oben zu sagen, und solche Männer sind immer und überall selten. Das gilt natürlich in verstärktem Maße bei einem System, das ganz und gar auf Autorität und Gehorsam aufgebaut ist. Die Vorgesetzten aber waren auch Menschen, die naturgemäß lieber gute als schlechte Nachrichten entgegennahmen, und der Übersender einer unangenehmen Meldung mußte immer fürchten, daß etwas von dem Unwillen, den seine etwaige Meldung weckte, auf ihm haften bleibe.

Nicht als ob es an Offizieren mit ruhigem Blick für die wirkliche Lage gefehlt hätte. Oft hatte ich Gelegenheit, das besonnene Urteil vieler Frontoffiziere anzuerkennen. Da war nichts von jenem Phrasenheldentum, das die Berichte der Kriegsberichterstatter dem Soldaten so ungenießbar machte, auch nichts von jener falschen Siegeszuversicht, die unsre Kraft überschätzte und den Feind unterschätzte. Ein Hauptmann, der längere Zeit Gelegenheit hatte, unser spärliches Artilleriefeuer mit dem Munitionsüberfluß der Engländer zu vergleichen, sagte mir Mitte 1918: „Es ist der Krieg des armen Mannes gegen den reichen.“ Die Stimme aber der Frontoffiziere gibt ziemlich gut der Ausspruch eines evangelischen Bataillonsführers wieder, der mir Anfang 1918 erklärte: „Ich halte ja sonst nicht viel vom Kirchenstaat, aber ich würde dem Papste glatt den Kirchenstaat wiedergeben, wenn er uns einen halbwegs anständigen Frieden vermittelte.“ Doch hüteten sich alle wohl, von ihrer innersten Überzeugung zu viel verlauten zu lassen. Sie wußten, was sie dabei wagten, und kannten den üblichen Spruch, daß beim Militär immer der recht bekommt, der das höhere Gehalt bezieht. Ein Regimentskommandeur, der etwa gemeldet hätte, daß die Stimmung seiner Truppe schlecht sei, hätte in den Augen seiner Vorgesetzten sich selbst das Armutzeugnis ausgestellt, den Geist seiner Leute nicht hochreissen zu können. Das war militärische Auffassung, und sie hatte sogar vieles für sich. Der Untergebene sollte Missstände nicht nach oben melden, sondern selbst abstellen. Also wurden alle Meldungen „entsprechend“ gefärbt.

Es war schwer, fast unmöglich, das allmählich immer dichter werdende Gewebe von Falschmeldungen und dadurch bedingten Illusionen zu zerreißen. Solche Falschmeldungen waren gewiß in dem geregelten militärischen Betrieb im Frieden nicht tragisch zu nehmen, aber sie wurden notwendig verhängnisvoll in einem Kampf auf Leben und Tod, wo die Führer den allernüchternsten Einblick in die tatsächliche Lage haben mußten. Das Auge des Feldherrn, hatte Napoleon I. gesagt, sollte farblos sein wie sein Fernglas. Der Feldherr aber sieht durch die Brille seiner Berichte, und wenn es schon schwer ist, sich auf Grund wahrer Berichte ein richtiges Bild der Wirklichkeit zu machen¹, so ist das natürlich unmöglich auf Grund von falschen. Man hatte aber im Verlauf des Krieges immer mehr den Eindruck, als sträube man sich an leitenden Stellen bewußt gegen die Erkenntnis der unangenehmen Wahrheit.

¹ Ein hoher Offizier, alter Generalstabsleiter, sagte mir: „Ich habe oft darüber nachgedacht, woher es doch kommen mag, daß beim Militär so viele unsinnige Befehle gegeben werden. Als Grund habe ich gefunden: Es ist nicht böser Wille, sondern die Unmöglichkeit, aus Berichten ein zutreffendes Bild der Wirklichkeit zu erlangen.“

Das ist ja von jeher das eigentliche Verhängnis der Vorgesetzten, daß sie bestehende Mißstände und heraufziehende Gefahren nicht sehen oder nicht sehen wollen und die aufrechten, aber unbequemen Männer, die mit nackten Worten darauf hindeuten, als Miesmacher oder Nörgler abtun und ihnen den guten Geist absprechen, bis dann die nachfolgende Katastrophe allen Täuschungen und Vertuschungskünsten ein jähes Ende bereitet. Auch hierbei darf die psychologische Wurzel des Übels nicht übersehen werden. Die meisten Menschen versperren sich selbst den Weg, die ungeschminkte Wahrheit zu erkennen, weil sie gewohnt sind, in Kategorien zu denken und von vornherein alles ablehnen und ausschließen, was in die festgefügten Kategorien ihres Denkens nicht hineinpaßt. Ihr Geist hat damit die Beweglichkeit und die Elastizität verloren, das Fließende und Werdende zu erfassen. So werden sie immer von den Ereignissen überrascht und glauben an die Möglichkeit von unerwünschten Entwicklungen und Verwicklungen erst, wenn diese eingetreten sind. Dann aber ist es zu spät, um das Unglück aufzuhalten.

Die Männer nun, die über Deutschlands Schicksal entschieden, waren geistig auf den Siegfrieden eingestellt und lehnten daher alles ab, was nicht in der Richtung dieses gewünschten Ziels lag. Dahin gehörten natürlich auch alle Meldungen über die erlahmende Kampfkraft unsres Heeres. Vor allem aber wiesen sie es wie eine Beleidigung von sich ab, die Möglichkeit einer Niederlage auch nur in Rechnung zu ziehen. Auf dem Siegfrieden war auch der ganze amtliche „Auflärungsdienst“ und der unglückselige Vaterländische Unterricht aufgebaut, die beide das deutsche Volk wie ein unmündiges Kind behandelten, statt es angesichts der stets wachsenden Zahl der Feinde durch offenes Eingestehen des vollen Ernstes der Lage zur Einigkeit und zur äußersten Anstrengung aller Kräfte aufzurufen, aber zugleich für maszvolle Friedensziele zu erziehen. So aber wiegte man das Volk in eine falsche Siegeszuversicht ein und wartete mit dem Einlenken, bis die allerletzte Karte verspielt war. Daher denn auch die völlige Lähmung und Entschlußlosigkeit in den militärischen und politischen Kreisen, als die Katastrophe nun wirklich hereinbrach. Dieser Fall war eben nicht vorgesehen, für ihn keine Kraft aufgespart.

In einem Aufsatz über „Traum und Erwachen“ hatte Generalfeldmarschall v. d. Goltz kurz vor dem Kriege auf die psychologische Fehlerquelle einer falschen Siegeszuversicht aufmerksam gemacht: „Als ich 1878 zu den Manövern nach Frankreich geschickt wurde, nahm mich, den damaligen Hauptmann im Generalstabe, bei einem Fest des Präsidenten in Versailles der alte Marschall Canrobert gütig bei der Hand, zeigte mir die denkwürdigsten Plätze im französischen Königsschloß und begann dann vom letzten Kriege zu sprechen. „Dass wir geschlagen werden könnten, daran habe ich nie gedacht; hätte ich es überhaupt für möglich gehalten, so würde ich anders geraten und mehrfach auch anders gehandelt haben!“ Die Warnung des berühmten Soldaten ist mir in treuer Erinnerung geblieben. Nie soll man sich vor einem Kriege in trügerische Sicherheit wiegen, sondern alle Möglichkeiten kühl und fest ins Auge fassen.“¹

¹ „Der Tag“ Nr. 275 vom 23. Nov. 1912. Vgl. auch das Urteil Friedjungs über die deutsche Politik vor dem Weltkrieg: „Das Deutsche Reich schien so gefestet, daß weitere Sicherungen nicht gesucht wurden. Im Bewußtsein der eigenen Friedensliebe und im Streben, der Welt größere Verwicklungen zu ersparen, haben Kaiser Wilhelm und seine Ratgeber es vermieden, sich mit irgend einer andern Großmacht außerhalb des Dreibundes tiefer einzulassen. ... Die deutschen Staatsmänner vertrauten auf die in der Welt regen Friedenswünsche, anders als Fürst Bismarck, der überall Gefahren sah und dem nach seinem Geständnisse die Sorge vor feindlichen Koalitionen den Schlaf der Nächte verscheuchte. Das Bismarck in Atem

Nach dem Kriege schreibt denn auch Kronprinz Wilhelm in seinen Erinnerungen (1922, 220): „Ich behaupte, daß der Zusammenbruch in Deutschland niemals zu einer so grausamen Katastrophe hätte werden können, wäre das Volk nicht durch die von ihm für ganz und gar unmöglich gehaltenen schweren Rückschläge an der Front aus allen von den amüsichen Stellen ängstlich gehaltenen Illusionen gerissen worden. Man hatte doch allgemein geglaubt, es stehe alles sehr schön — und man erkannte nun, daß man von einem Patagonischen Dorf der Stimmungsmache genarrt worden war. So fest war dieser gedankenlose, nebelhafte Optimismus den Gehirnen aufgezwungen worden, ... daß die wenigsten nur die Kraft und den selbständigen Mut hatten, sich die Folgen einer möglichen Niederlage klar vor Augen zu stellen.“

Anderseits wurde in dieser Tragödie der Irrungen der Vernichtungswille unsrer Feinde vom Volke und den Parteien meist unterschätzt. Nur allzu viele ließen sich durch die schönen Phrasen der Entente von Demokratie und Selbstbestimmung der Völker betören. Über ernste Warnungen aber segte man sich leichtfertig mit dem Gedanken hinweg, es werde wohl nicht so schlimm werden, wenn nur einmal Schluß gemacht sei. Die Folgezeit hat auch diesen Illusionen eine grausame Ernüchterung bereitet.

Alle erwähnten Umstände zusammengenommen haben allmählich unsre stolze Armee für den Untergang reif gemacht¹. Je länger der Krieg währe, um so weniger empfand der Soldat ihn als den Verteidigungskampf seines Volkes; er betrachtete vielmehr sich und seine Kameraden und auch die Soldaten auf der Gegenseite als Opfer einer erbarmungslosen Macht, abstrakt gefaßt, des Kapitalismus. Er erwachte aus seiner durchgängigen Apathie eigentlich nur, wenn er schimpfte. Nun ist das Schimpfen des Soldaten im allgemeinen nicht so ernst zu nehmen; es gehört gewissermaßen zu seiner Standesstugend und scheint ihm seinen beschwerlichen Dienst erträglicher zu machen. Aber das Schimpfen im Weltkrieg war schließlich der Ausdruck einer tiefen, dauernden Verbitterung, die am Mark unsrer Kraft zehrte. So trat immer mehr eine seelische Entfremdung des Soldaten gegenüber dem Krieg ein, die sich oft zu einem grimmigen Haß gegen den ganzen „Schwindel“ steigerte.

So war der Boden längst vorbereitet für die sozialistische Agitation gegen den Krieg, die namentlich seit Anfang 1918 einsetzte. Die Sozialisten können ehrlicherweise nicht leugnen, daß sie (freilich nicht alle) durch ihre Stimmungsmache, durch ihre Hege gegen die Offiziere, die Heeresleitung und die Regierung den Kampfgeist der Armee geschwächt und die Revolution vorbereitet haben; sie haben sich dessen nach der Revolution offen gerühmt, und jeder Kriegsteilnehmer konnte ihre Wühlarbeit mit Händen greifen. Anderseits aber sollten die rechtsstehenden Kreise davon ablassen, in dem „Dolchstoss von hinten“ die alleinige Ursache unsres Zusammenbruchs zu sehen. Den Aufwiegern wäre ihre gewissenlose Arbeit niemals so leicht gelungen, wenn nicht

haltende Misstrauen schärfte seine Voraussicht. ... Das Vertrauen zur Friedensliebe der Fürsten und Völker ist ein menschlich schöner Zug, er war jedoch den großen Politikern von Machiavelli bis Bismarck nicht eigen.“ Das Zeitalter des Imperialismus 1884—1914 I (Berlin 1919) 321.

¹ Freilich muß auch das Verbluten des Heeres durch die vielen Verluste gar sehr berücksichtigt werden. Unvergeßlich ist mir das Wort eines jungen Soldaten, der im Oktober 1918 schwer verwundet im Lazarett zu Quisbray lag. Er hatte so manche siegreiche Offensive selbst mitgemacht und fragte mich nun traurig: „Herr Pfarrer, warum kommt der Tommy jetzt immer voran?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Ach ja, unsre besten Soldaten sind tot.“

in überreicher Zahl Mißstände und Mißgriffe vorgelegen hätten. Ob diese bei der weiten Ausdehnung und langen Dauer des Krieges vermeidlich waren oder nicht, ist eine andere Frage. Genug, sie waren da und bildeten den Bündstoff für die Revolution.

Trotzdem soll es mit Genugtuung gesagt werden, daß die Revolution nicht an der Front ausbrach, sondern in die Kampftruppen erst von der Heimat hereingebrachten wurde. Bis zuletzt haben viele Divisionen ihre Waffenehre unbefleckt hochgehalten.

Sucht man nach einer kurzen Formel für die Ursache unsrer Niederlage, so kann sie, wenn wir von der Übermacht der Feinde absehen, nur lauten: Wir sind zusammengebrochen aus Mangel an Psychologie. Wer sehr viele Kanonen hat, kann der Psychologie leichter entraten; aber in einer gefährdeten Lage, wie der unsrigen, war ohne sie nicht durchzukommen. Was an Bewältigung von Menschenmassen, an Organisation, an technischem Können und glänzenden militärischen Operationen überhaupt möglich war, das ist vom deutschen Heere mit einer Sicherheit und Ruhe, ja mit einer Selbstverständlichkeit geleistet worden, die schwerlich überboten werden kann. Aber uns fehlte im großen die Kunst der Menschenkenntnis und Menschenbehandlung. Über dem „Menschenmaterial“ (dem furchtbarsten Worte, das der Krieg zu Tage gefördert hat) haben wir den Menschengeist vernachlässigt. Auch Staatsmänner und Feldherren dürfen aber nie straflos vergessen, daß der Mensch keine Maschine ist, sondern eine geistige Seele hat, die mehr gilt und mehr entscheidet als der Körper mit seinen physischen Kräften. Und man soll weder einen einzelnen noch ein ganzes Volk über seine Kraft versuchen.

Das Trauerspiel ist zu Ende, der größte Krieg der Weltgeschichte für Deutschland verloren. In der Erinnerung an ihn wird sich für uns immer der berechtigte Stolz auf das Geleistete mit dem tiefen Schmerz über die vielen Versäumnisse zu weher Empfindung mischen. Aber nicht tatenloses Klagen kann uns helfen. Der Weltkrieg ist wie ein gewaltiges Buch, aus dem wir die Psychologie unsres Volkes ablesen können. Großes, unermesslich Großes vermag es zu schaffen, wenn es einig zusammensteht und kluge, besonnene Führer findet. Aber es ist zur Ohnmacht verurteilt, wenn Extreme von rechts oder links die Oberhand gewinnen und das alte deutsche Erbübel der Zwietracht, genährt durch Eigennutz und Eigensinn, seine besten Kräfte verzehrt. Dieses Volk würde eine sittliche Großtat ersten Ranges vollbringen, wenn es aus seinen Fehlern in der Vergangenheit für die Zukunft lernen wollte.

Max Pribilla S. J.